

(Nachdruck verboten.)

9]

## Toma Gordjew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner.

„Hast Du etwas zum Essen mitgebracht?“ empfing Jeschow Toma und schnupperte mit seiner spitzen Nase. „Gieb her, ich bin mit dem leeren Magen von Haus fortgegangen. Ich hab' mich verschlafen, der Teufel hol's . . . hab' bis zwei Uhr nachts immer gelernt . . . Hast Du die Rechenarbeiten gemacht? Ach, Du Schlafmütze! Nun, ich werd's Dir gleich herunterleiern!“

Er biß mit den kleinen, scharfen Zähnen in das Backwerk hinein, schnurrte wie ein Kater, schlug mit dem linken Fuß den Takt dazu und sagte zugleich die Rechenarbeiten auf, indem er Toma kurze Sätze hinwarf:

„Hast Du gesehen? In einer Stunde sind acht Eimer ausgeflossen . . . und wieviel Stunden hat's gedauert? — sechs. Ach, bei euch ist man gut! Man muß also sechs mit acht multiplizieren . . . Magst du Kuchen mit Schnittlauch? Ich mag es sehr! Nun, also sind aus dem ersten Hahn in sechs Stunden achtundvierzig ausgeflossen . . . und im ganzen hatte man in den Kessel neunzig hineingegossen . . . verstehst Du's weiter?“

Jeschow gefiel Toma besser als Smolin, doch war er mit Smolin besser befreundet. Er bewunderte die Begabung und die Lebhaftigkeit des kleinen Mannes, sah, daß Jeschow klüger und besser war als er, beneidete ihn und war auf ihn deswegen eifersüchtig, und zugleich bemitleidete er ihn mit der Herablassung des Satten zum Armen. Vielleicht war es gerade dieses Mitleid, das ihn daran hinderte, den lebhaften Knaben dem langweiligen, rothaarigen Smolin vorzuziehen. Jeschow, der seine fatten Kameraden zu bespötteln liebte, sagte zu ihnen oft:

„Ach, ihr Auchtentisten!“

Toma nahm ihn seinen Spott übel und sagte einmal, als er sich tief getroffen fühlte, mit Verachtung und Bosheit:

„Und Du bist . . . ein Bettler!“

Jeschows gelbes Gesicht wurde fleckig, und er antwortete langsam:

„Gut, meinethwegen! Ich werde Dir nicht mehr vorsagen, und Du wirst ein Kloß werden!“

Sie sprachen drei Tage nicht mit einander zur großen Bestimmernis des Lehrers, der genötigt war, dem Sohn des allgemein geachteten Ignat Matwjeitsch in diesen Tagen schlechte Genjuren zu geben.

Jeschow wußte alles: er erzählte in der Schule, das Stubenmädchen des Staatsanwalts habe ein Kind geboren, und die Frau des Staatsanwalts habe ihren Mann dafür mit heißem Kaffee begossen; er wußte, wann und wo man im besten Barsche fischen konnte; er verstand es, Fellen und Käfige für Vögel zu verfertigen; erzählte genau, warum und wie sich der Soldat auf dem Boden der Kaserne aufgehängt hatte; von welches Schülers Eltern der Lehrer heute ein Geschenk erhalten hatte und was für eins.

Der Kreis von Smolins Kenntnissen und Interessen beschränkte sich auf das Leben der Kaufmannschaft, vor allem liebte der rothaarige Knabe, zu bestimmen, wer den andern an Reichtum übertreffe, und schätzte die Häuser, Schiffe und Pferde ab. Das alles wußte er ganz genau und sprach mit Begeisterung davon.

Jeschow gegenüber bezeugte er dasselbe herablassende Mitleid wie Toma, nur war er freundlicher und gleichmäßiger. Jedesmal, wenn Gordjew mit Jeschow in Streit geriet, bemühte er sich, sie zu versöhnen, und eines Tages, als sie aus der Schule nach Hause gingen, sagte er zu Toma:

„Warum zankst Du Dich immer mit Jeschow?“

„Warum wird er denn so frech?“ erwiderte Toma zornig.

„Weil Du so schlecht lernst, und er Dir immer hilft. Er ist klug. Und hat er denn schuld daran, daß er arm ist? Er kann alles lernen, was er nur will, und wird dann auch reich werden.“

„Er ist wie eine Mücke“, sagte Toma wegwerfend, „er summt und summt und sticht dann auf einmal!“

Doch es gab etwas im Leben dieser Knaben, was sie alle verband, es gab Stunden, in denen sie das Bewußtsein der Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer Lebensstellung verloren. Am Sonntag trafen sie sich alle bei Smolin, krochen auf das Dach des Seitengebäudes, in dem ein geräumiger Taubenschlag eingerichtet war, und ließen die Tauben heraus.

Die schönen, fatten Vögel schüttelten ihre schneeweißen Flügel, flogen einer nach dem andern aus dem Taubenschlag, setzten sich auf dem Firstbalken des Daches in eine Reihe und prangten dort girend und von der Sonne beleuchtet vor den Knaben.

„Aufschießen!“ bat Jeschow, vor Ungeduld zitternd.

Smolin schwenkte eine lange Stange mit einem Bastwisch an ihrem Ende in der Luft und pffif.

Die erschrockenen Tauben stürzten in die Luft, die sie mit dem eiligen Flattern ihrer Flügel erfüllten. Jetzt steigen sie rhythmisch im weiten Vogen in die Höhe, in die blaue Tiefe des Himmels und schwimmen, mit dem Silber und Schnee des Gefieders leuchtend, immer höher. Einige von ihnen bestreben sich im gleichmäßigen Fluge eines Falken das Himmelsgewölbe zu erreichen, sie breiten die Flügel weit aus und scheinen sie gar nicht zu bewegen, andre spielen, überschlagen sich in der Luft, fallen wie Schneeballen herunter und fliegen wie ein Pfeil wieder in die Höhe. Jetzt scheint ihr ganzer Zug unbeweglich in der Wüste des Himmels zu stehen und ertrinkt darin, immer kleiner werdend. Mit zurückgeworfenen Köpfen bewundern die Knaben schweigend die Vögel, ohne die Augen von ihnen zu wenden, müde Augen, in denen stille Freude leuchtet, nicht ohne einen gewissen Reiz diesen beflügelten Wesen gegenüber, die so fern von der Erde in dem reinen, stillen, von Sonnenglanz erfüllten Raum dahinfliegen. Die kleine Gruppe dem Auge kaum sichtbarer Punkte, die in die Bläue des Himmels eingestreut sind, zieht die Phantasie der Kinder mit sich, und Jeschow giebt dem ihnen allen gemeinjamen Gefühl Ausdruck, indem er leise und nachdenklich spricht:

„Wenn wir so fliegen könnten, Brüder!“

Und Toma, der wußte, daß die dem Himmel zufliegende Menschenseele die Gestalt einer Taube annimmt, fühlte in seiner Brust ein starkes, brennendes, unbestimmbares Gefühl aufsteigen.

Durch das Entzücken vereint, still und aufmerksam die Rückkehr der Vögel aus der Tiefe des Himmels erwartend, sitzen die Knaben dicht aneinander geschmiegt und sind dem Wehen des Lebens ebenso fern, wie die Tauben der Erde; in dieser Stunde sind sie nichts als Kinder und können weder beneiden noch zürnen; allem fremd, sind sie einander nah, verstehen ihre gegenseitigen Gefühle ohne Worte am Glanz der Augen und sind selig wie die Vögel am Himmel.

Doch jetzt schweben die vom Flug ermüdeten Tauben auf das Dach herab und werden in den Taubenschlag gejagt.

„Brüder! Auf nach Aepfeln!“ schlägt Jeschow vor, der alle Spiele und Unternehmungen inspiriert.

Sein Ruf verheuchelt aus den Kinderseelen die durch die Tauben hervorgerufene friedliche Stimmung, und sie schleichen sich vorsichtig wie Raubtiere, mit einer raubtierähnlichen Wachsamkeit bei jedem Laut durch die Hinterhöfe in den Nachbargarten. Die Angst, ertappt zu werden, wird durch die Hoffnung, ungestraft stehlen zu können, im Gleichgewicht gehalten. Das Stehlen ist ja auch eine Arbeit und noch dazu eine gefährliche, und alles, was durch eigne Arbeit gewonnen wird, ist so süß! Und es ist um so süßer, je größer die Anstrengung war. Die Knaben steigen vorsichtig über den Gartenzaun und kriechen gebückt zu den Apfelbäumen hin, indem sie scharf und ängstlich um sich schauen. Bei jedem Geräusch zittert ihnen das Herz und stockt der Pulsschlag. Sie fürchten ebenso sehr ertappt zu werden, wenn sie aber nur bemerkt und angeschrien werden, wollen sie zu friedlich sein. Auf den Schrei werden sie nach allen Seiten fliegen und verschwinden, und dann werden sie sich wieder versammeln und mit vor Entzücken und Zöllkühnheit funkelnden Augen einander lachend erzählen, was sie fühlten, als sie angeschrien und verfolgt wurden und was mit ihnen geschah, als sie so schnell durch den Gärten liefen, als brenne die Erde unter ihren Füßen.

In solche Räuberzüge legte Foma mehr Seele hinein, als in alle andern Abenteuer und Spiele und zeigte bei den Ueberrällen einen Mut, der seine Kameraden verblüffte und erbotste. Er hielt sich in fremden Gärten mit absichtlicher Urvorsichtigkeit auf, sprach ganz laut, brach lärmend Zweige der Apfelbäume ab, und wenn ihm ein wurmfischer Apfel in die Hand kam, schleuderte er ihn nach der Richtung des Hauses des Gartenbesizers hin. Die Gefahr, auf frischer That ertappt zu werden, erschreckte ihn nicht, sondern regte ihn an, seine Augen verdunkelten sich, er preßte die Zähne aufeinander, und sein Gesicht wurde stolz und boshaft. Smolin sagte zu ihm, indem er seinen großen Mund verächtlich verzog:

„Du thust gar so wichtig. . .“

„Ich bin einfach keine Memme,“ antwortete Foma.

„Ich weiß, daß Du keine Memme bist, aber nur Dummköpfe machen sich damit wichtig. Man kann auch ohne Wichtigthuerei seine Sache nicht schlecht machen.“

Jeschow beurteilte ihn von einem andren Standpunkt aus.

„Wenn Du ihnen selbst in die Arme läufst, dann geh zum Teufel! Ich bin nicht dabei. Wenn man Dich ertappt, wird man Dich zu Deinem Vater führen, und er thut Dir nichts; mich wird man mit dem Riemen so durchbläuen, daß sich alle meine Knochen abschälen werden.“

„Memme!“ sagte Foma eigensinnig.

Eines Tages wurde Foma von den Händen des Stabskapitän's Tschumakow, eines kleinen, mageren Alten, gefangen.

Tschumakow war lautlos an den Knaben herangefschlichen, der die gepflückten Äpfel in den Brustlaß seines Hemdes schob, packte ihn bei den Schultern und schrie ihn drohend an:

„Jetzt hab' ich Dich, Du Räuber! Z—a!“

Foma, der damals fünfzehn Jahre alt war, entschlüpfte geschickt den Händen des Alten. Doch er lief nicht davon, sondern sagte mit gerunzelter Stirne und geballten Fäusten:

„Versuch's . . . rühr mich an . . .“

„Ich werde Dich nicht anrühren . . . ich werde Dich auf die Polizei bringen! Wer bist Du?“

Das hatte Foma nicht erwartet, und sein ganzer Mut und sein Zorn verrachten plötzlich. Die Polizei erschien ihm als etwas, was der Vater ihm nie verzeihen würde. . . Er fuhr zusammen und sagte verwirrt:

„Gordsejew . . .“

„Ignat Matwjeitsch's Sohn?“

„Ja.“

Jetzt war der Stabskapitän verlegen. Er nahm eine militärische Haltung an, preßte die Brust heraus und räusperte sich eindringlich. Dann senkten sich die Schultern, und er sagte zu dem Knaben väterlich befehlend:

„Eine Schande ist's! Der Erbe einer so angesehenen und verehrten Persönlichkeit . . . und auf einmal! Das ist Ihrer Stellung unwürdig. Sie können gehen. Wenn sich das Geschehene aber nochmals wiederholt . . . hm! dann werde ich genötigt sein, es Ihrem Vater mitzuteilen . . . den ich übrigens meiner Hochachtung zu versichern bitte . . .“

Foma beobachtete das Mienenspiel des Alten, und es wurde ihm klar, daß er seinen Vater fürchtete. Er blickte Tschumakow finster wie ein junger Wolf an; jener drehte sich mit komischer Würde den Schnurbart und stand in verlegener Stellung vor dem Knaben, der, ungeachtet der ihm erteilten Erlaubnis, nicht fortging.

„Sie können gehen“, wiederholte der Alte und zeigte mit der Hand den Weg in sein Haus.

„Und was ist mit der Polizei?“ fragte Foma mürrisch und erschrak sogleich in der Erwartung der Antwort.

„Ich habe . . . geschertzt“, und der Alte lächelte. „Ich wollte Ihnen angst machen . . .“

„Sie haben selbst vor meinem Vater Angst,“ sagte Foma, wandte dem Alten den Rücken zu und ging in die Tiefe des Gartens.

„Ich habe Angst? Ah! Also gut!“ schrie ihm Tschumakow nach, und Foma erkannte am Klang der Stimme, daß der Alte getränkt war. Er schämte sich und wurde traurig; bis zum Abend schlenderte er allein herum und wurde vom Vater mit der strengen Frage empfangen:

„Foma, Du bist in Tschumakow's Garten gestiegen?“

„Ja!“ sagte der Knabe ruhig und sah dem Vater in die Augen.

Ignat schien eine solche Antwort nicht erwartet zu haben

und schwieg ein paar Sekunden, indem er sich den Bart kratzte.

„Dummkopf! Wozu denn? Hast Du denn zu wenig eigne Äpfel?“

Foma senkte die Augen und blieb schweigend vor dem Vater stehen.

„Siehst Du — jetzt schämst Du Dich! Dieser Jeschow hat Dich wohl überredet? Ich werd's ihm schon zeigen, wenn er kommt . . . oder ich werde Eurer Freundschaft überhaupt ein Ende machen!“

„Ich war es selbst,“ sagte Foma bestimmt.

„Es wird immer ärger!“ rief Ignat aus. „Aber wozu war denn das?“

„So . . .!“

„So!“ äffte der Vater nach. „Wenn Du schon so was thust, mußt Du es Dir selbst und den Menschen erklären können. Komm her!“

Foma trat näher zum Vater, der auf einem Sessel saß, und blieb zwischen dessen Knien stehen. Ignat legte ihm die Hände auf die Schultern und blickte ihm lächelnd in die Augen.

„Schämst Du Dich?“

„Ja!“ seufzte Foma.

„So ein Dummkopf! Machst Dir und mir Schande!“ Er preßte den Kopf des Sohnes an seine Brust, glättete ihm das Haar und fragte wieder:

„Wozu brauchst Du fremde Äpfel zu stehlen?“

„Ja, ich weiß nicht!“ sagte Foma verlegen. „Vielleicht aus Langeweile. Man spielt und spielt . . . es ist immer dasselbe . . . man kriegt es satt! Und das ist — gefährlich!“

„Es packt einem das Herz?“ fragte der Vater lächelnd.

„Ja!“

„Hm, vielleicht ist's das . . . Sorge aber trotzdem dafür, Foma, daß das aufhört! Sonst werde ich streng mit Dir sein!“

„Ich werde niemals und nirgends wieder hinsteißen!“ sagte der Knabe mit Gewißheit.

„Daß Du selbst die Verantwortung für Dich trägst, ist schön. Was einmal aus Dir wird, das weiß Gott, aber vorläufig geht's an. Es ist schon etwas, wenn ein Mensch für seine Handlungen selbst, mit seiner eignen Haut zahlen will. Ein anderer an Deiner Stelle hätte alles auf die Kameraden geschoben, und Du betennst, daß Du es selbst warst. So muß es auch sein, Foma. Deine Sünde mußt Du selbst verantworten. Wie war's? Hat Dich der Tschumakow nicht geschlagen?“ fragte Ignat mit Nachdruck.

„Ich hatt's ihm gezeigt!“ erklärte Foma ruhig.

„Hm!“ brummte der Vater vielsagend.

„Ich hab' ihm gesagt, daß er vor Dir Angst hat.“ Darum hat er sich bei Dir über mich beklagt. Er wollte sonst gar nicht zu Dir gehen.“

„Wirklich?“

„Bei Gott! Versichern Sie Ihren Vater meiner Hochachtung,“ hat er gesagt.

„So?“

„Ja!“

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines Feuilleton.

ra. **Antike Weiberseinde.** Unter ihren sieben Weisen zählten die alten Griechen den Bias von Priene. Von ihm ist uns die Anekdote überliefert, die er einem jungen Manne gab auf dessen Frage, ob es besser sei, zu heiraten, oder ledig zu bleiben. Da ließ der Weise dem Gehege seiner folgenden wunderbaren Orakelsprüche entrinnen: „Entweder wirst du eine Schöne heimführen oder eine Häßliche: wenn eine Schöne, so hast du eine, die „Gemeingut“ ist; wenn eine Häßliche, so bist du erst recht geirrt. Nimm dir also keine Frau.“ Ob diese merkwürdige Weisheit mit zu den Ansprüchen des Bias gehört, in den Kreis der sieben Unsterblichen aufgenommen zu werden, muß dahingestellt bleiben. Sicher ist aber, daß es noch mehr solcher grundsätzlichen Mißogynen im alten Hellas gab. Ein Epigramm auf den sterbenden Hagestolz Aristokrates läßt ihn, ehe er zum Hades fährt, eine Betrachtung abhalten über den Segen geordneter Häuslichkeit, wie die Ehegemeinschaft sie bringt; aber der Dichter setzt hinzu:

„Ach! Aristokrates wußte, was gut war, aber er hatte tief in der Seele der Frau'n übelgeartetes Herz.“

Das konnte die männliche Selbstzufriedenheit natürlich nicht einsehen, daß die falsche Stellung der Frau in der Gesellschaft an ihren

Mängeln schuld sei. Eine rühmliche Ausnahme muß freilich gemacht werden; das war der große Philosoph Plato, der auch die sociale Lage der Frau verbessern wollte und die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung mit dem Manne eindringlich forderte. Damit ragt er hoch empor über den ihm sonst vielfach überlegenen Denkriesen Aristoteles, der in Bezug auf die Frauenfrage sämtlichen Vorkurteilen seiner Landsleute und seiner Zeit huldbigte. Erklärte er doch ganz unbefangenen für Zweck und Mittelpunkt der irdischen Natur nicht den Menschen, sondern den männlichen Menschen. Ein weibliches Kind ist ihm ein minderer Grad von Mißgeburt, und das Weibliche überhaupt etwas Verstümmeltes im Vergleich zum Männlichen. Er war also zweifellos durchaus einverstanden mit der griechischen Praxis, die Frau in der Abgeschiedenheit der „gynaietis“, des Weibergemachs, von der Außenwelt gänzlich abzusperrten, und mit der griechischen Auffassung, daß die Frau und die Ehe nur dazu da sei, dem Mann zu einer „echten“ Nachkommenschaft zu verhelfen.

Diese prächtige Anschauung galt denn auch im älteren Rom, während hier allerdings die Bewegungsfreiheit der Frau etwas größer war. Es geht jenes allein schon aus der Thatsache hervor, daß die römischen Bürger alle fünf Jahre vor dem Censor bescheiden mußten, sie hätten ihre Frauen, um Kinder zu bekommen. Dieser Eid soll die Veranlassung zu der ersten Ehecheidung bei den Römern gegeben haben, indem Spurius Carvilius, der seine Frau sehr liebte und hochschätzte, es wegen ihrer andauernden Kinderlosigkeit 231 v. Chr. nicht länger mit seinem Gewissen vereinbar fand, jene Formel nachzusprechen. Unter solchen Umständen kann man sich nicht wundern, wenn ein Censor aus dem Geschlechte der Meteller im Jahre 131 v. Chr. seinen Mitbürgern die Pflicht des Heiratens in der Weise einschärfte, daß er den Ehestand als eine drückende, aber von dem Patrioten gleichmäßig zu übernehmende öffentliche Last bezeichnete: „Wenn wir ohne Gattin sein könnten, Quiriten,“ meinte er, „so würden wir freilich alle von dieser Last uns befreien. Da aber die Natur es so eingerichtet hat, daß weder wir mit den Frauen sich bequem, noch ohne die Frauen überhaupt sich leben läßt, so ziemt es sich, auf dauernde Wohlthat mehr zu achten, als auf kurze Wollust.“ Man sollte also schier glauben, daß im alten Rom die reine Weiberherrschaft bestanden habe. Wie es aber, wenigstens in der älteren Zeit, damit ausfällt, darauf wirft deutliches Licht ein charakteristischer Satz eines berühmten Römers: „Wenn Du Deine Gattin beim Ehebruch betriffst, so kannst Du sie ohne richterliches Urteil straflos töten. Wenn sie dagegen Dich beim Ehebruch ertappt, so darfst Du es nicht wagen, Dich auch nur mit dem Finger anzurühren. Und so ist es recht und billig.“ So sprach der alte Cato, der in der ersten Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts für die gute alte Zeit eiferte und demgemäß auch mit vieler Vorliebe schwärmte für die allmählich außer Uebung geratenen Gesetze, die die Frau zur willenlosen Sklavin des Mannes machten. Man kann sich also seinen Grimm vorstellen, als im Jahre 195 v. Chr. ein paar Volkstribunen den Antrag stellten, ein in vergangenen Kriegsnöten erlassenes Gesetz gegen den weiblichen Luxus aufzuheben, das den Frauen Tragen von bunten Kleidern und goldenen Schmucksachen untersagte. Die Frauen betrieben eine eifrige Agitation für diesen Antrag und setzten den zur entscheidenden Volksversammlung ziehenden Beamten und Bürgern auf den Straßen und dem Forum bestig im Sinne ihrer Forderung zu. Cato donnerte nicht schlecht wider solche Neuerungen, die ihm gleich den Umsturz der ganzen Staatsordnung vor Augen traten: „Wenn jeder von uns“, erklärte er u. a., „bei seiner Frau Recht und Majorität des Mannes mit Bedacht aufrecht erhalten hätte, so würden wir hier weniger Schwierigkeiten mit den sämtlichen Weibern haben: jetzt wird unsere in der Häuslichkeit überwundene Freiheit auch hier auf dem Forum schon von der weiblichen Unbändigkeit zerbrochen und mit Füßen getreten, und weil wir den Einzelnen nicht Stand halten können, fürchten wir sie auch insgesamt. . . . Unsere Vorfahren wollten, daß die Frauen keine, nicht einmal eine private Angelegenheit ohne Eintreten eines Vormunds betreiben könnten, daß sie in der Hand ihrer Väter, Brüder, Männer sein sollten: wir dulden sogar schon, daß sie von der Republik Besitz ergreifen und sich sogar in die Volksversammlungen einmischen. . . . Laßt die Fägel ihrer herrschsüchtigen Natur, dem unbändigen Geschöpf und hofft dann noch, sie selbst würden ihrer Willkür eine Schranke setzen. Dies ist noch das Geringste von dem, was die Frauen unwilligen Geistes als durch Sitten oder Gesetze anferlegt leiden. Sie wünschen, um die Wahrheit zu sagen, Freiheit, nein, Fägellosigkeit in allen Dingen. . . . Und wenn sie erst angefangen haben, uns gleich zu sein, werden sie alsbald überlegen werden.“

Trotz dieses warnenden Kassandrasus wurde der Antrag auf Aufhebung des Luxusgesetzes vom Volk angenommen, und alsbald ging der dönernde Jupiter Cato wutentbrannt zu seiner Armee nach Spanien ab, wo er denn unter lauter Männern war. In einer Anrede an seine Soldaten suchte er auch einmal Rache zu nehmen für die Niederlage in Rom. Wie er in seiner Art ein verschämtester Fuchs war, so erzählte er seinen militärischen Zuhörern ein äußerst boshaftes Geschichtchen, das sich vor Jahrhunderten in Rom zugetragen haben sollte. Da hätten die Senatoren noch ihre unerwachsenen Söhne mit in die Sitzung gebracht. Nach einer wichtigen Beratung wurde einmal sämtlichen Teilnehmern Stillschweigen darüber auferlegt. Einem Knaben aus der Familie der Papirii aber setzte seine neugierige Mutter dermaßen

mit Fragen zu, daß er sich schließlich mit der Lüge rettete, es sei darüber beraten worden, ob mit größerem Nutzen für das Staatswohl ein Mann zwei Frauen oder eine Frau zwei Männer haben solle. Andren Tags erschienen die Frauen in Masse vor dem Senat und baten mit Thränen und Bänderungen die versammelten Väter, um Gotteswillen zu beschließen, daß jede Frau zwei Männer besäme. . . . Daraus sprach denn freilich nur der ohnmächtige Groß des alten Weiberfeindes über die veränderten Zeiten. —

### Theater.

— n. Freie Volksschühne. „Dantons Tod.“ Drama in drei Akten von Georg Büchner. — Als Georg Büchner „Dantons Tod“ schrieb, war er einundzwanzig Jahre alt; in 38 Tagen hat er sein Stück vollendet, das im Pathos der Sprache vielfach an Schillers „Jugendwert“ „Die Räuber“ erinnert. Strenge historische Treue kann man dem Büchner'schen Drama nicht nachrühmen. Dem Dichter war es auch weniger darum zu thun, als um den rein menschlichen Gegensatz zwischen Danton und Robespierre, dem lebensfrohen, temperamentvollen Gemütsmenschen und dem starren Dogmatiker. Büchner hat sich und seine Weltanschauung in der Figur des Danton selbst gezeichnet: es ist eine spitzfindige Philosophie, die gern mit großen Worten um sich wirft. Sein Danton kennt nur Egoismus auf der Welt, „feine“ und „grobe“; er kennt keine Gegensätze zwischen „gut“ und „böse“; nur das „persönlich vorteilhaft“ ist ihm erlaubt und der Gipfelpunkt aller menschlichen Weisheit ist ihm das „Nichts“. Eigentlich eine ganz moderne Philosophie, die die Bühnenlebensfähigkeit des Stückes garantieren könnte; allein die Schönheiten des Dramas sind zu zerföhren, zu wenig mit Bedacht verteilt, der Aufbau zu ungleichbedeutend.

Die Bearbeitung und Inszenierung von Alfred Galm machte aus dem Stücke das, was irgend zu stande zu bringen war. Die Streichungen und Scenenzusammenziehungen waren noch größer, doch auch geschickter, als bei der Aufführung der „Neuen Freien Volksschühne“. Der einheitliche Charakter des Ganzen blieb gewahrt; namentlich zerriß nicht das allzuhäufige Fallen des Vorhanges — wie dies bei der Aufführung der „Neuen Freien Volksschühne“ der Fall war — die Illusion des Zuschauers. Auch die Dekoration ließ auf scenische Wirkung hin nicht viel zu wünschen übrig; besonders fiel dies in den Volksscenen auf, die durch die geeignete Inszenierung — in der Gerichtsscene und in der Versammlungsscene — vorzüglich zur Geltung kamen. Das Schauerliche einzelner Episoden wurde durch Spiel hinter den Coulissen sehr gemildert, allzu stark aufgetragene Kraftstellen waren zum Besten des Gesamteindrucks gestrichen worden. Die Aufführungen der beiden Volksschühnen unterschieden sich so wesentlich von einander, daß wer Gelegenheit hatte, der Vorstellung der „Neuen Freien Volksschühne“ beizuwohnen, in der Bearbeitung des Dramas in der „Freien Volksschühne“ ein ganz anderes Stück sehen konnte.

Die Darstellung bot im einzelnen und in den Volksscenen Gutes. Der Danton Josef Kleins war eine geschickte schauspielerische Steigerung vom sicheren Selbstbewußtsein und spöttelnder Trägheit bis zum stammenden Pathos des Helden, der um sein Leben kämpft. Von Scene zu Scene wuchs Temperament und Feuer, um erst kurz vor dem Gang zur Guillotine effektiv zu verlöschen. Carl Müller-Hausen spielte den bedeutend schwieriger darzustellenden Robespierre. Er brachte das Starre, Kalte dieses Fanatikers nach bestem Können zum Ausdruck, er verstand es, in die nächtliche Scene, in der sich Robespierre über die Notwendigkeit des Todes Dantons klar wird, jene Weichheit hineinzulegen, die diese Scene erfordert, allein sein Spiel ließ kalt, rig nicht mit, — eine Wirkung, deren Ursache mehr in der Rolle selbst, als in der Leistung des Schauspielers zu suchen ist. Desto wirksamer und zündender war das Spiel Julius Irwins, der den jugendlichen Camille Desmoulins verkörperte, und Oskar Wagners, der den blutdürstigen St. Just gab. Die Frauenrollen treten in der Galm'schen Bearbeitung des Stückes gänzlich in den Hintergrund. Lily Traun spielte die Julie, Marie Mayer die Lucile; beide Leistungen zeugten von Fleiß und Temperament. —

Trianon-Theater. Die zeitweilige Schließung der Bühne nach der ersten überstürzten Eröffnungsveranstaltung ist ihr, wie sich am Sonntag zeigte, besser, als man erwarten möchte, bekommen. Mit Vierbaums, des lebenswürdigen aber theaterfremden Poeten, Rücktritt aus der leitenden Stellung, sind auch — einstweilen wenigstens — die phantastischen Märchenpantomimen, das neue Genre, dem die Bühne, wie es hieß, in erster Reihe dienen wollte, aus dem Programm verschwunden. Man ist viel bescheidener geworden. Doch für die so viel niedriger gesteckten Ziele scheinen jetzt auch die vorhandenen Mittel und Kräfte zu reichen. Nur ein kleiner vereinzelter Versuch in dem neuen Programm erinnerte etwa noch an die ursprünglichen Intentionen: das Singspiel: „Der Einsiedler“. In romantischer Bergwildnis entdekt ein griechisches Liebespaar den ehrwürdigen Alten tief in grüblerisches Sinnen versunken. Er bietet ihnen einen Trunk aus seiner Zaubersquelle, und die Klarheit seiner eignen allen Schein durchschauenden Erkenntnis, teilt sich ihnen plötzlich mit. In dieser Helligkeit erlöschen alle farbenfrohen Reize des Lebens. Angst und namenlose Sehnsucht fahrt den Jüngling wie das Mädchen, und der Alte, gelehrt durch ihr Flehen, erlöst durch einen neuen, ihnen dargebotenen Trunk sie von der unwillkommenen Gabe. Auch dieses poetische Experiment, obwohl es durch die gelungene Kürze sehr vorteil-

haft gegen die „Dame vom Monde“ der ersten Vorstellung abfiel, zeigte wieder, wie wenig solche Allegorien von der Bühne herab wirken. Im übrigen machte man es sich ganz bequem und ließ Litteratur Litteratur sein. Die Kleinkunst „lebender Lieder“, durch zierlich ammutige Tanzscenen in bedächtigen Nennmetrischen unterbrochen, füllte den Abend aus. Aber in diesem engen Rahmen wurde mancherlei Hübsches geboten. Allerliebste war das „Bändchen“, eine reizende Mozartische Gesangs- und Tanzszene, mit der die Vorstellung eröffnet wurde. Munter und frisch wirkte, um aus der Fülle der bunt zusammengewürfelten Programmnummern noch einiges herauszugreifen, „Nach der Tanzstunde“, ein von Erid Meyer höchst launig komponiertes Vadsich- und Sekundaner-Duettgespräch, „Flirt“, ein vorzüglich gespieltes kleines „Strandidyll“ mit Text und Musik von Ludwig Mendelssohn, und die Geschichte von „Schlaftrinken Deandl“, in der der neue Regisseur, Herr Laurence, als verliebter Tyroler Bauernburche ganz unverdorben Humore zeigte. Es waren nicht sowohl „Lieder“ — bei diesen hätte der dekorative Apparat nur störend wirken können — sondern fast überall war das Thema zu klein, gefänglich komponierten Dialogscenen und Situationsbildern mit irgend einer Spur von Handlung ausgesponnen worden. Die Inszenierung schloß sich sehr stimmungsvoll dem Inhalte an und überraschte durch einige feinkomponierte Meer- und Gebirgs-Landschaften. Doch was an Stimmung so gewonnen wurde, das ging durch die fortwährenden fatalen Pausen, die der Dekorationswechsel notwendig machte, zum guten Teile wieder verloren. Nach jedem Löffel dieser kleinen spielerischen Luzzuskunst, so und so viel lange Minuten, um über nicht vorhandene Tiefen nachzudenken, wer soll da nicht ungeduldig werden! Es müßte sich durch einen Zwischenvorhang, der die dekorativen Arbeiten verdeckt, doch leicht joviell Raum auf der vorderen Bühne gewinnen lassen, daß in den Pausen von dorthier Gedächtnis, Schwänke zc. deklamiert werden können. Nichts ist gefährlicher für diese Kunst, als daß man Zeit hat, zur Bestimmung zu kommen.

**Charivari - Brett.** Herr Albert Kühne, der Direktor dieses allerneuesten Unternehmens, das seine Pforten in der Alten Jakobstraße am Sonnabend aufthat, trägt seinen Namen nicht umsonst. Das Bestehende hat seinem Geiste nicht genügt, und mit mutigem Entschließen schuf er ein Neues, die Synthese, die höhere Vereinigung von Brett und Ueberbrett in seinem Charivari, dem Brett mit den Ueberbrettspreisen. Die Kunst, die in den Singpielhallen milderer und mindesten Grades für 20 oder 30 Pf. Einheitspreis an Wochentagen und für 50 Pf. am Sonntag verzapft wird, ist hier durch eine wahrhaft-litterarische Zahlgebühr geädelt und verklärt. Die mit Papiernummern besetzten, knallrot angestrichenen, knarrenden Gartenstühle, auf denen man in drangvoller Enge den Gemüß entgegenzunehmen hatte, hießen dafür aber auch „Orchesterstühle“. Und um die Illusion der Bornehmheit noch eindringlicher zu machen, war sinnig Vorkehrung getroffen, daß die „Künstler“ und „Künstlerinnen“ gleich Sternen ersten Ranges mit begeistertem Applaus von „Publikum“ begrüßt wurden, bevor sie noch den Mund geöffnet, ja selbst — und das war noch ersaunterlicher — nachdem sie ihn geschlossen hatten. Auch pflegte dann mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit ein gallonierter Genius des Hauses mit Blumensträngen — Körben — Kränzen an die Bühne zu stürzen, um durch Entledigung von seiner Würde den Künstlern eine Huldigung darzubringen. Nur einmal während der zwei Programmteile, die ich dort miterleben durfte, blieb der laute Beifall aus. Doch ohne Schuld der Künstler. Der Vorhang, der von vornherein die Reizung zu verdächtigen Hopsereien verraten, verbar beim Fallen durch allzu boshaft-heitere Extravaganzen nach einer äußerst gefährlichen Scene die notwendige Stimmung. Ein Da capo erzielte Papi Weiß in einem omnium Genialen „Intimer“ Kunst, in dem sich „frische Wäsch“ auf „feisch“ zu reimen hatte, und Herr Direktor Albert Kühne selbst mit seinem „Corpsstudentenlied“. Es sind Strophen darin, die durch die Kraft des Rhythmus und des Reimes einem unvergeßlich bleiben. J. V.:

„Der Corpsstudent, der Eduard!  
Und das ist seine Trude!  
So wie er seine Kneipe kennt,  
So kennt sie seine Wude.“ —

— dt.

### Musik.

Franz Mohaupt hat sich mit einem noch ungedruckten Klavier-Quintett op. 11 in C-dur als ein tüchtiger Komponist eingeführt. Zwar der äußere Erfolg war bei der Aufführung im Waldemar Meyer-Quartett am vorgestrigen Sonntag so gering, daß man von einem „abgefallen“ sprechen kann. Allein es geschah damit ein Unrecht. Mohaupt verfügt über eine entschiedene Fähigkeit, plastische Themen zu erfinden und zu verarbeiten; in letzterer Beziehung bewährte er sich besonders in dem wohl bedeutendsten, dem dritten Satz, einer Variationenreihe. Das Finale — viel leeres Stroh — ist wie so häufig ein Zeugnis nachlassender Kraft. Neue Wege wandelt der Komponist allerdings nicht. Eben so wenig wandelt sie jene Quartettgesellschaft. Was wir über die Waldemar Meyers speziell und über gegenwärtiges Vortragswesen im allgemeinen gejagt, soll natürlich nicht wiederholt

werden. Schwer ist es nicht, einem Willigen bald so viel über Ausdruck in musikalischer Reproduktion beizubringen, daß er merkt, was hier noch zu machen wäre.

Auf ein günstigeres Schicksal angelegt sind einige ebenfalls noch ungedruckte Lieder von James Rothstein. Ihr Komponist, bereits u. a. durch ein Streichquartett und durch Lieder teils künstlerischen, teils überbrettlichen Absehens bekannt, vereinigt eine ziemlich gewöhnliche thematische Erfindung mit einem geschickten Ausdruck in der musikalischen Textwiedergabe und mit einer guten Fähigkeit, Stimmung darzustellen. Letzteres gilt zumal von zwei Liedern, „Liebesnacht“ und „Im Frühling oder im Traum“. Das Zurückstehen der Hauptsache, des melodischen Fadens, hinter die verschiedenen Nebemittel, das heutzutage gar häufig zu finden ist, war im ersten dieser Lieder ziemlich stark, im zweiten weniger zu merken; bei dem dritten, „Königslied“, schien die Fähigkeit des Komponisten, gerade der tiefen Eigenart des Textes charakteristisch gerecht zu werden, nicht eben groß zu sein. Jedenfalls aber zeugte die Wahl dieser Dichtungen — von H. M. Risse — vor einem vorzüglich feinen Geschmack. Auch D. v. Lillencrons „Frühling“ wurde in der entsprechenden Vertonung Rothsteins gerne wieder gehört. Am vorteilhaftesten wirkte für diesen die Nachbarschaft zweier Lieder Wein-gartners; soll das Salon-Moderne sein?

Der Sänger dieser und anderer Lieder, Herr Wilh. Birkenfeld, ist einer der wenigen Tenore mit einer im ganzen guten Bildung der hohen Töne. Seine Art neigt zum Weiblichen und würde ihn für ein Kärnthner Quintett besonders passend sein lassen. So recht qualitativ sind seine Töne freilich nur dort, wo es sich nicht eigentlich um die Verbindung des Tones mit dem Wort handelt. Darin wird er wohl noch am meisten zu lernen haben, falls man die Hoffnung, ihn über seinen gegenwärtigen Mangel an Charakterisierung hinauskommen zu sehen, gar nicht begt. Insbesondere soll auch da nicht das Vertrauen auf einen Erfolg unterrichtlicher Bemühungen verlassen werden. Eine Wiedergabe weicher Stimmungen gelingt ihm schon jetzt recht gut.

Trotz aller Sorgfalt im frühzeitigen Ueberhören des Konzerts-Repertoires entging uns die Aufnahme einer Violinsonate (D-moll) von Julius Zellner in das Programm eines Quartettabends Gustav Holländer. Wir können nur nachträglich dem Quartettführer unsere Anerkennung dafür aussprechen, daß er für den so schwer Bekannten eingetreten ist und zugleich die Geigerwelt auf ein so gediegenes und dankbares Werk aufmerksam gemacht hat. —

sz.

### Notizen.

— Der Grillparzer-Preis, 2400 Gulden in Silber, ist Otto Erich Hartleben für sein Drama „Rosenmontag“ zuerkannt worden. —

— Der Ausschuß des Berliner Goethebundes hat die Gründung eines Deutschen Volks-Schiller-Preises beschlossen. —

c. Englische Roman-Schriftstellerinnen. Nach „The Englishwoman's Year Book“ sind im vorigen Jahr über 250 neue Romane und Neuauflagen von Händen von Schriftstellerinnen englischen Frauen veröffentlicht worden. Einige dreißig Dichterinnen haben mehr als ein Buch produziert. Die beiden berühmtesten Romane von Frauen waren im vorigen Jahr „The Serious Wooing“ von John Oliver Hobbes und „The History of Sir Richard Calmady“ von „Lucas Male“.

— Felix Dörmauns Schauspiel „Der Herr von Abadesa“ wird im Februar im Schauspielhaus erstmalig in Scene gehen. Matkowski spielt die Titelfrolle. —

— Das Lessing-Theater bringt demnächst Molières „Amphitryon“ und den „Eingebildeten Kranken“ in der deutschen Bearbeitung von Sulda. —

— Das Schauspielhaus wird von nächster Woche an die gesamten Shakespeareischen Königsdramen, u. a. auch „König Heinrich V.“ und „König Heinrich VI.“, in chronologischer Reihenfolge zur Aufführung bringen. —

— Das Coquelin-Gastspiel am Schauspielhaus ist noch auf Donnerstag und Freitag ausgedehnt worden. Gespielt wird am Donnerstag „Gringoire“ von Banville, „Der eingebildete Kranke“ von Molière; am Freitag (bei Kroll) „Tartuffe“ und „Les Précieuses ridicules“ von Molière. —

— Rezniceks Volksoper „Till Eulenspiegel“ hatte bei der Erstaufführung in Karlsruhe einen großen Erfolg. —

— Franz Weidler, der Schwiegerjohn Cosima Wagners, ist als Kapellmeister für das deutsche Landestheater in Prag engagiert worden. —

— Island soll mittels Marconis drahtloser Telegraphie in Verbindung mit Europa gesetzt werden. —